

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 23 (1919)

Artikel: Im Hause des Witwers [Fortsetzung]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-573597>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

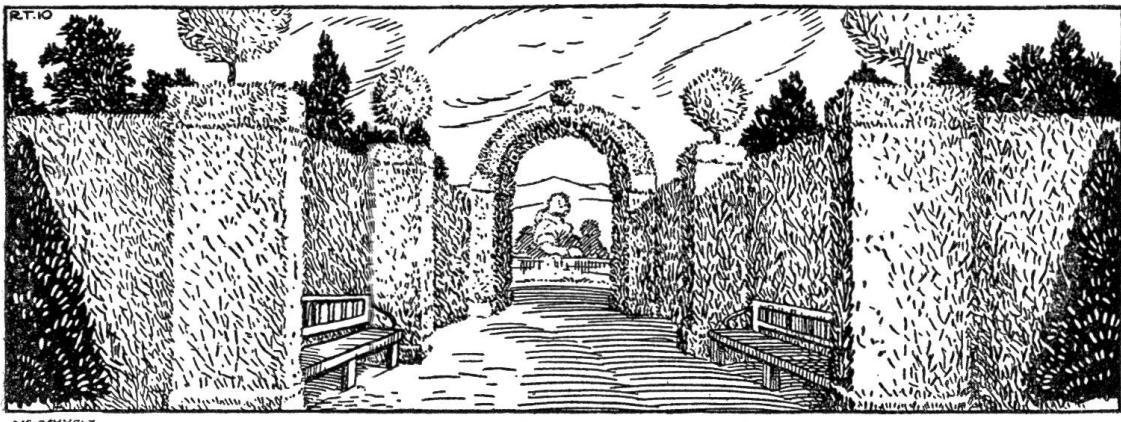
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Der Falter

In meinen Becher mit Wein ist ein Falter geflogen,
Trunken ergibt er sich seinem süßen Verderben,
Rudert erlahmend im Maß und ist willig zu sterben,
Endlich hat ihn mein Finger herausgezogen.

So ist mein Herz, von Deinen Augen verblendet,
Selig im duftenden Becher der Liebe versunken,
Willig zu sterben, vom Wein Deiner Blicke trunken,
Wenn nicht ein Wink Deiner Hand mein Schicksal vollendet.

Hermann Hesse, Montagnola.

Im Hause des Witwers.

Eine Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

6.

Noch immer blieb des Witwers entscheidendes Wort ungesprochen. Er zögerte, nicht aus Kleinmut, vielleicht nur aus der unklaren Hoffnung, ein glücklicher Zufall möchte neue Auseinandersetzungen zwischen ihm und den Kindern überflüssig machen, günstige Wendungen bringen, ihm ersparen, seinen Willen gewaltsam durchzusetzen.

Aber auch seine Kinder schwiegen, zwischen Furcht und Hoffnung schwabend, als wäre sein Entschluß nicht unwiderstehlich.

Gegenseitig taten sich alle zuliebe, was sie konnten.

Unterdessen begegnete Schwyzer Julia weiter dann und wann, im Geschäfte, einmal auf der Straße, einmal auch wieder im Hause ihrer Mutter. Das

war seine hohe Zeit. Einmal ganz in Gedanken seine Hand auf die ihre zu legen, ihrem Blick zu begegnen, aus unbestimmten Ursachen zu ahnen, daß sie ihm gut war, das erfüllte ihn mit einer tiefen, wunschlosen Ruhe.

Und Tag reihte sich an Tag.

Das Glücksgefühl über das, was er besaß, dämpfte noch immer des Witwers Wunsch, mehr zu besitzen.

Eines Tages wurden auf einer Staatsbank der Stadt große Beträgereien des Hauptdirektors und eine an Verbrechen streifende Fahrlässigkeit der Verwaltung entdeckt. Eine Unordnung ohnegleichen forderte das sofortige Eingreifen einer starken Hand. Die Regierung berief Carl Otto Schwyzer. Er übernahm nach einigen Bedenken den verantwortungsvollen, aber ihm neu das Vertrauen aller Kreise

bezeugenden Auftrag, zu retten, was aus der Miszwirtschaft zu retten war. Eine Unzahl von Besprechungen und Sitzungen begannen ihn nun in Anspruch zu nehmen. Er war mehr auf der geschädigten Bank als im eigenen Betriebe, stand in fortwährender Fühlung mit den Organen der Regierung. Mit fester Hand fasste er die Zügel des gefährdeten Unternehmens. Er gönnte sich Tag und Nacht nicht Ruhe und schob seine eigenen Angelegenheiten weit hinter diejenigen des öffentlichen Wohles zurück. Er erlangte in diesen Tagen eine große Volkstümlichkeit. Wenn der Hochgewachsene mit großen, ruhigen Schritten über die Straße ging, wies man auf ihn: „Das ist der Mann, der jetzt Ordnung auf der Landesbank schafft,“ und rühmte seine Zielbewußtheit, seine Sachkenntnis und seinen ehrenfesten Charakter. Als Mitglied des städtischen Rates sprach er im Ratsaal über die finanziellen Verhältnisse der Gemeinde. Die Rede erregte ebenso durch ihre rücksichtslose Offenheit und kritische Schärfe, wie durch die vornehme Überlegenheit und die persönlichen Vorzüge des Sprechers Aufsehen.

Die drei Kinder lasen in den Zeitungen vom Erfolg des Vaters, sie hörten da und dort die Urteile der öffentlichen Meinung über ihn. Sie wurden sich seines Wertes neu bewußt, und ihr Wille zum Widerstand gegen seine Pläne wurde stiller; doch hofften sie, daß er gerade in Rücksicht auf sein jetziges starkes Hervortreten in der Öffentlichkeit es vermeiden werde, dieser durch eine persönliche Angelegenheit Stoff zum Reden zu geben.

Schwyzers Ruhm drang auch zu Julia Fahr und ihrer Mutter. Aber sie sprachen sich darüber nicht aus. Sie waren seit einiger Zeit einsilbiger geworden, wenn die Rede auf den Witwer kam; die Tochter, weil ihr Herz sich zu viel mit ihm beschäftigte, die Mutter, weil ein Verdacht sie behelligte, der sie abwarten und nicht vorzeitig zu Dingen Stellung nehmen hieß, die ihr noch Bedenken machten.

Ellens Hochzeit rückte heran. Der Witwer sah die frohe Erregung, in welcher seine Uelteste diesem Tage entgegenging, und drängte wiederum die eigenen Wünsche zurück, sich mit Liebe und Eifer

an den Vorbereitungen beteiligend, die das Fest erforderte. Keiner der Verwandten und Freunde, die jetzt besonders zahlreich im Hause aus und ein gingen, konnte etwas von einer Verstimmung zwischen Vater und Tochter bemerken. Jener geleitete am Festtag die Braut, ihre Geschwister und die Gäste in die Kirche. Das Festessen folgte. Es wurde im ersten Gasthaus der Stadt eingenommen und war von allerlei künstlerischen Darbietungen der eingeladenen begleitet und gefolgt. Schwyzer selbst erhob sich bei Tische zu einer Rede, die in einen Glückwunsch an sein Kind auslief. Als er von Ellens Wirken im Vaterhause, von ihrem Einstehen an den Platz der Hausfrau anerkennend sprach, ihrer toten Mutter gedachte, an das neue Haus erinnerte, das nun für sie gebaut stände, und ihr viel Segen wünschte, ergriff ihn der Ernst und die Innigkeit seiner eigenen Worte und seine Gedanken gingen einen Augenblick zu Julia Fahr. Die eigenen Hoffnungen regten sich mächtig.

Gritli, die neben ihm saß, spürte die Erregung, die ihn durchbebte. Sie fasste unwillkürlich nach seiner Hand. Sie wollte ihm etwas Liebes sagen. Allein sie fand auch jetzt die rechten Worte nicht.

Dann ging die Welle des lauteren Festreibens über die kleinen Sondergedanken und Gelüste der einzelnen Teilnehmer hinweg.

Am Abend nahm Ellen Abschied. Auch sie suchte nach guten, ausgleichenden Worten, als sie vor dem Vater stand. Auch sie fand sie nicht. Sie lag nur fest in Schwyzers Umarmung und folgte dem Gatten unter Tränen zum Wagen.

Nach der Hochzeit kam Ruhe in das Haus des Witwers. Hans Sprecher und seine junge Frau hatten sich auf eine lange Reise begeben. Gritli trat an Ellens Stelle im Haushalt. Auch Schwyzers Amtstätigkeit wurde, da die Verhältnisse bei der geschädigten Bank sich ordneten, wieder eingeschränkt. Das Leben lenkte wieder in gleichmäßigere Bahnen. Nur die Abreise Karls ins Ausland unterbrach noch kurz seine Regelmäßigkeit. Neuhere Sorgen schwanden. Es gab wieder Zeit zur Selbstbesinnung, Muße zum behaglichen Erfüllen der stillen All-

tagsarbeit. Des Witwers Blicke konnten von seinem Pulte aus den Raum wieder suchen, wo Julia arbeitete. Ein ungeduldiges Heimweh nach ihr befiel ihn, das Gefühl, ihr lange fern gewesen zu sein, und das Verlangen, sie zu sprechen, zu spüren, daß sie ihm noch gut sei.

Dieses Verlangen verleitete ihn zu einer Unflugheit. Er ließ Julia durch den alten Müller bitten, zum zweitenmal nach Geschäftsschluß in sein Kontor zu kommen. Das Benehmen seines Dieners hätte ihn stützig machen sollen. Der alte Mann schüttelte den Kopf und machte sich nur zögernd an die Ausführung seines Auftrags, den er im Bestreben, ihn vor den andern Angestellten geheim zu halten, mit fast geheimnisvoller Stimme Julia übermittelte.

Der Schreiber, der seinen Platz am Pulte Julia gegenüber hatte, hörte diesen Auftrag aber doch, und der alte Müller gewährte, wie nicht nur ihm eine Blutflamme heiß ins Gesicht schlug, sondern auch Julia Fahrs Antlitz sich langsam dunkel färbte.

Heini Grüter, der Schreiber, ein mittelgroßes, putziges Kerlchen mit schwarzem Lockenkopf und kleinem schwarzem Schnurrbart, ein innen und außen geschniegelter Eitelkeitsmann, hatte seit geräumer Zeit seine lebhafsten Neuglein mehr, als seiner Arbeit beförmlich war, über das Pult hin nach seinem Gegenüber spazieren gehen lassen, auch mit blumigen Worten und dann und wann selbst mit einer wirklichen Blume um Julias Kunst sich bemüht. Julia vergnügte sich an seiner wichtigtuenden Menschenwinzigkeit; seine spaßige Verliebtheit und verliebten Späße brachten einige Abwechslung in den trockenen Alltag, und sie war jung genug, sich daran zu verweilen. Daß er aber Zeuge wurde, wie sie abermals allein in Schwyzers Kontor gebeten wurde, war ihr nicht lieb. Er sandte denn auch bald nachher die spitze Bemerkung herüber: „Kunst bringt Müh, nicht wahr, Fräulein Fahr?“

„Wieso?“ fragte Julia.

„Nun, es kann Ihnen doch nicht lieb sein, alle Augenblicke einmal späteren Feierabend zu bekommen.“

„Ich bin kein Minutenpalter, Herr Grüter,“ parierte Julia.

Er schwieg; aber der Ärger saß ihm im Herzen. Da er diesen nun, während er seiner Arbeit oblag, hinunterwürgte, so wurde er nur schlimmer, und bis zum Geschäftsschluß war ein so heißes Gebräu gefränter Eitelkeit in ihm, daß er ihm durch Pultdeckelzuschlagen und anzügliches Husten vor seinem Weggang Luft und Ausweg schaffen mußte.

Unterdessen hatte Schwyzер mit mühsam unterdrückter Ungeduld das Leerwerden der Kontore abgewartet. Er war nicht zufrieden mit sich. Das Heimlichkeit lag ihm nicht. Es entging ihm auch jetzt nicht, daß Julias Zurückbleiben bei ihren Mitangestellten Aufsehen erregte. Beinahe hätte er seine Anordnung widerufen. Aber als mit Grüter der letzte seines Personals hinaus war und er sich wieder mit Julia allein fühlte, vergaß er alles andere.

Julia trat bei ihm ein.

„Ich habe Sie nicht um der Arbeit willen gebeten, hier zu bleiben,“ sprach er sie sogleich ehrlich an.

Sie geriet in Verwirrung. Unsicher schaute sie ihn an.

„Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen, daß mir die Zeit schwer geworden ist,“ fuhr er fort.

Sein tiefes, zurückgedämmtes Empfinden lag so sehr im Ton seiner Stimme, daß es Julia erschütterte. Sie hätte nicht jung und nicht von Bewunderung für seine ganze Persönlichkeit erfüllt sein müssen, wenn sein Wesen ihr nicht Eindruck gemacht hätte. Sie suchte aber nach einem gleichgültigen Gesprächsstoff. „Haben Sie ein frohes Fest gehabt?“ fragte sie den Prinzipal.

„Froh und nicht,“ antwortete er. „Wenn ein Kind aus dem Hause geht, entläßt es die Eltern ein wenig aus seinem Herzen.“

Julia fand nicht sogleich eine Entgegnung.

„Für alles Verlorene sucht man Eräß,“ fuhr er bewegter fort. Und im Uebermaß des Gefühls streckte er ihr beide Hände hin.

Sie mußte die ihrigen hineinlegen.

Sie standen dicht voreinander. Julias Herz klopfte heftig.

Da ging eine Tür. Der kleine Grüter kam zurück. Sie hatten ihn nicht kommen gehört. Ihn hatten der Ärger und die Eifersucht nicht aus den Fängen gelassen. Eine unbändige Lust, ein wenig zu spionieren, hatte ihn befallen. So war er auf dem Heimwege plötzlich umgekehrt. Er konnte ja sagen, daß er etwas vergessen habe. An der Tür Schwyzers war er auf den Zehen vorbei geschlichen. Und mit einem raschen Schwung, in der Hoffnung und mit dem Voratz, zu überraschen, trat er ins Zimmer. Seinem Springeblick entging nicht, wie das Schreibfräulein vor dem Geschäftsherrn stand. Merkwürdig! Sehr merkwürdig! Ei, das mußte er doch den Kollegen erzählen. Er kam sich ungemein wichtig vor.

Der Bankier ließ sich nicht anmerken, daß die kleine Störung ihn behelligt habe. Ohne Ueberstürzung lud er Julia ein, Platz zu nehmen.

Grüter murmelte etwas von einem vergessenen Buche. Bald drückte er sich wieder.

Der Witwer hatte die Unterhaltung fortgesetzt. Sie sprachen von neuen Büchern; Julia las viel. Beide freuten sich des Wiederbeisammenseins so stark, daß das kleine, beim Eintritt Grüters erwachte Bedenken nur ganz leise in ihnen nachzitterte.

Aber von Dingen, die in ihrem Innersten waren, sprachen sie nicht.

Nach einer Weile geleitete Schwyzer Julia bis zur Tür. Fest ergriff er dort ihre Hand. „Ich wollte, wir könnten öfter zusammen sein,“ sagte er.

Sie erwiderte nicht; sie gab ihm nur den Händedruck zurück, sah ihn an und ging. Und sie wußte nachher nie, wie sie heimgekommen.

Der Witwer kam in seine Wohnung hinauf.

Gritli war da, heiter und erheiternd wie immer.

Und wie schon oft hatte er es auf der Zunge zu bitten: „Sei gut zu Julia Fahr, mein Kind. Ich will ihr unser Haus auf tun.“

Und wie schon oft — sagte er es nicht.

7.

Der kleine Grüter, der Schwäzer, machte ganze Arbeit. Er framte zuerst in den Schwyzerschen Kontorräumen die Neuigkeit aus, daß der Prinzipal sich gar so mächtig für das Schreibfräulein interessiere. Heimlich erzählte er, jetzt den und jenen der Kollegen auf die Seite nehmend. Dann trug er seine Wissenshaft in die Stadt, zum Barbier, ins Wirtshaus. Für die Weiterverbreitung brauchte er keine Sorge zu haben. Es wurde ein Gezischel und Getuschel und machte seinen Weg von Base zu Base, von Bette zu Bette. Noch erreichte es die Hauptbeteiligten nicht. Sie hatten nur wieder die unbestimmte Empfindung, daß man lästerte. Und es vermehrte die quälende Unruhe ihres Innern.

Eines Tages zog der alte Prokurist, der bei Schwyzer eingetreten war, die Tür zum Nebenzimmer zu.

„Ich habe etwas vorzubringen, Herr,“ begann er. Seine Haltung zeigte die Würde seines weißen Alters und das Selbstbewußtsein dessen, der sich ehrlich und wohlmeinend weiß.

Der Witwer legte die Arme zusammen; er wußte, was kam.

„Ich bin es Ihnen schuldig, daß ich es Ihnen sage,“ fuhr der andere fort, „obgleich ich weiß, daß Sie erhaben über Lästerungen sind.“

Aber Schwyzer ließ ihn nicht ausreden. Er fühlte, daß jetzt die Entscheidung nahte, und mit der Gelassenheit des weitblickenden Geschäftsmannes traf er seine Anordnungen und faßte seine Beschlüsse. „Ersparen Sie mir eine Neuigkeit, die für mich keine mehr ist,“ sagte er bestimmt. „Ich werde dafür sorgen, daß die Schwätzer zur Ruhe kommen.“

Nicht das leiseste Zeichen irgendwelcher Verlegenheit oder irgend eines Schuldbewußtseins zeigte sich in seinen Zügen. Er gab Müller die Hand, und ihn fast lächelnd zum Gehen leitend, ließ er ihn ebenso sehr erkennen, daß er eines Rates nicht bedurfte, wie daß er ruhig seine Maßnahmen zu treffen bereit war.

Nachdem der Prokurist gegangen war, wandte sich der Witwer seinen Geschäften zu, beendete sie und verließ sein Kontor in einem Gefühl froher Gefäßtheit. Er

schwankte nicht mehr. Die Entscheidung, die Julia und ihn vereinen sollte, sollte nicht länger anstehen.

Vielleicht um dieselbe Stunde aber, in der der alte Müller bei ihm erschienen war, hatte auch zwischen Frau Fahr und ihrer Tochter eine Unterredung stattgefunden.

Frau Fahr hatte von einer redseligen Bekannten ebenfalls von den Gerüchten erfahren, die in der Stadt umgingen.

„Man spricht von dir und ... deinem Geschäftsherrn,“ begann sie nicht ohne Unruhe, als Julia bei ihr eintrat.

Der Blick, mit welchem diese sie ansah, bewies ihr jedoch sogleich, was ihr nicht unerwartet war, daß nichts deren Gewissen belastete.

„Man kann nichts Schlimmes sagen, wenn man nicht lügt,“ antwortete Julia, die lauteren Augen frei erhoben.

„Herr Schwyzer bezeigt dir große Freundlichkeit,“ fuhr die Mutter fort.

„Ich fühle, daß er es gut mit mir meint,“ entgegnete Julia, „er ist mir ein rechter Freund geworden.“

„Die Welt versteht ungewöhnliche Freundschaften nicht.“

„Vielleicht ...“ Julia sann nach und fuhr fort „... ich habe es mir selbst nie gesagt; aber in diesem Augenblick frage ich mich, ob dem so sein könnte ... vielleicht meint er fast mehr mit seiner Güte.“

„Du machst dir Hoffnungen, die sich nicht verwirklichen können.“

Der schmerzliche Ton dieser Worte erst brachte das Blut in Julias Gesicht. Sie hatte sich keinerlei Hoffnungen gemacht; aber da man ihr solche verwehren wollte, kamen sie von selbst, aus dem verehrungsvollen Glauben entsprungen, mit dem sie an Schwyzer hing.

„Er ist viel älter als du,“ fuhr die Mutter weiter. „Er steht weit über dir.“

„Für mich zählen nicht die Jahre,“ antwortete sie, „sondern die Achtung, die ich empfinden kann und muß. Für ihn aber kann nicht meine Stellung in Betracht kommen, sondern das Maß der Bedeutung, die meine Persönlichkeit für ihn hat.“

„Du würdest also, du denfst ernstlich, daß ...“

„Ich denke nichts, Mutter. Ich weiß

nur, daß er ... das Rechte tun wird, er mag tun, was er will.“

Frau Fahr fühlte sich schmerzlich bewegt. Sie ahnte unbewußt, daß zwei Menschen, die ihr nahe standen, einem dunklen Tage zutrieben.

Aber sie sprachen nicht weiter. Beide erwogen mit sich selbst das Geschehene und Besprochene.

Und Julia geriet in Beklommenheit. Sie hatte keine Wünsche. Aber wie, wenn das, was jetzt in ihrem Leben so schön war, nicht Bestand haben könnte? Sie gab sich jetzt erst Rechenschaft, daß sie mit täglich erneuter Freude ihr Tagewerk begann, daß es ihr wohl tat, wenn sie Schwyzers tiefe, schöne Stimme aus den Nebenräumen herübertönen hörte und daß seine Nähe sie glücklich mache. Aber wenn sie diesen Gefühlen einen Namen geben wollte, befiehlten sie Angst und Zweifel. Tausend Gedanken drangen auf sie ein und peinigten sie, bis ihr Kopf müde war.

Frau Fahr indessen prüfte die Sachlage mit der schmerzlichen Ruhe langer und schwerer Lebenserfahrung. Gewiß, so dachte sie, konnte Schwyzer das Gute und Rechte meinen. Je mehr sie aber überlegte, um so befremdlicher erschien ihr sein Plan. Und sie war sogleich entschlossen, offen mit dem Bankier zu sprechen. Still und anspruchslos, aber auf die Sauberkeit ihres Lebens stolz, führte sie aus, was ihr das Richtige schien. Am andern Morgen schon begab sie sich zu Schwyzer.

Dieser war noch nicht lange in seinem Kontor erschienen, als sie klopfte. Auch er hatte ja den Tag für die Entscheidung bestimmt. Er war überrascht, als auf sein Herein Julias Mutter eintrat, überwand aber sogleich die leichte Befangenheit, die ihn ergriff. Er begrüßte seinen behäbigen Gast, die Tür schließend, die nach dem benachbarten Raum hinüber führte, und damit eine Wand gegen die Neugier schaffend, die von drüben schon die Hälse reckte.

„Ich danke Ihnen, daß ich ungestört mit Ihnen reden darf,“ begann Frau Fahr. Sie hatte sich sonntäglich angezogen; aus den schwarzen Bändern ihres

Hutes schaute das feingeschnittene, vor Erregung blosse Gesicht.

Der Witwer führte sie in das kleine Kabinett, das für vertrauliche Besprechungen bestimmt, neben seinem Arbeitsraum sich befand. Er lud sie ein, Platz zu nehmen, und ließ sich selbst ihr gegenüber nieder. Sich ruhig zurücklehnen, fragte er nach ihren Wünschen.

Frau Fahr strich sich mit dem schwarzen Seidenhandschuh ihr Kleid ein wenig glatt. „Es ist wegen meiner Tochter, wegen Julia,“ begann sie, und erzählte, was man ihr zugetragen.

Schwyzer wurde zornig. Die Klatschsucht der Menschen empörte ihn. Aber er stand gelassen und ernst von seinem Sessel auf und verschränkte die Arme. „Man weiß etwas,“ sagte er, „gerade so viel, daß man zu Lästern Gelegenheit hat, gerade so wenig aber, um weit fehlzuraten. Die Meinung der Leute gilt mir nichts. Was Sie jedoch denken, Frau Fahr, ist mir nicht gleichgültig.“

„Meine Tochter und ich schähen Sie viel zu hoch, als daß wir nicht wüßten, daß Sie Böses von uns fern halten werden.“

„Und haben Sie nie mehr erraten?“

„Bis vor Kurzem nein. Auch jetzt noch schelte ich mich töricht, an etwas zu glauben...“

„Dennoch bitte ich Sie, glauben Sie daran.“

„Herr Schwyzer...“

„Ihre Tochter bedeutet mir so viel, daß ich noch heute eine Frage an sie richten will, die für ihr und mein Leben tief bedeutungsvoll sein wird.“

Frau Fahr zog die umfängliche Gestalt ein wenig in die Höhe. „Jedem andern,“ sagte sie, „würde ich antworten, daß er seine Absichten nicht erwogen habe.“

Schwyzer antwortete: „Ich danke Ihnen, daß Sie mich ausnehmen.“

„Dennoch habe ich schwere Bedenken.“

Etwas wie Angstlichkeit flog durch sein Gesicht. „Ihre Tochter...“ begann er.

„Julia ist das kleinste Hindernis,“ entgegnete Frau Fahr.

„Ich weiß, vieles an dieser Sache ist seltsam. Der Unterschied des Alters, der

Stellung, in die ein Zufall uns versetzt hat. Aber ... es bauen sich Brücken zwischen Menschen.“

„Das alles ist nicht das Wichtigste.“

„Die Meinung der Leute? Ich habe nie etwas auf sie gegeben. Ich gehe meinen Weg. So lange mein Gewissen ruhig ist, gilt mir die Kritik der Menge nichts.“

Frau Fahr schüttelte den Kopf. „Ihre Kinder...“ sagte sie mit gequältem Ausdruck, „ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annahme, daß Ihre Kinder Ihre freundlichen Gefühle für uns nicht teilen.“

Der Witwer klemmte die Lippe zwischen die Zähne. Das hatte er nicht erwartet. Mit einem Schlag erlebte er etwas wie einen Zusammensturz. Der erste Besuch der zwei Frauen in seinem Hause hatte keine Wiederholung gefunden. Seine Kinder hatten ihre Annäherung an sie, die er so sehr wünschte, nicht gefördert. Sie waren zu seinem Schmerze jenen vielmehr ausgewichen. Aber er hatte bisher nicht daran gedacht, daß auch die Fahrs das empfunden haben könnten. Nun war ihm die Entdeckung unsagbar peinvoll.

„Die Jugend hat ihre eigenen Ansichten,“ verteidigte er sich.

„Ihre Kinder werden auch von Ihren Plänen...“

„Ich habe Ihnen davon gesprochen. Noch nicht indessen von meinem letzten Entschluß.“

„Sie wußten, daß sie Ihnen nicht zustimmen würden.“

Der Witwer faltete die Stirn. Hatte er den wichtigsten Lebensschritt ungenügend vorbereitet?

„Ich werde Ihren Widerstand überwinden,“ antwortete er.

„Es hilft uns nicht,“ erwiderte Frau Fahr, „es hilft uns allen nicht. Der Widerstand ist vorhanden. Er hat manche Begründung. Und selbst, wenn Sie ihn besiegen, uns ... würde es schwer werden, über den Gedanken hinauszukommen, daß wir Eindringlinge sind, Julia und ich.“

Die sonst so gemächliche, fast ein wenig phlegmatische Frau hatte ein leises Fliegen an Lippen und Händen.

Der Witwer sah es, und es war ihm,

als wuchsen immer mehr Wände zwischen ihm und dem, was er erreichen wollte, empor. Seltsame Hilflosigkeit befiel ihn. Man entwand ihm seine Waffen. Es gab eine Grenze, hinter welcher sein und Julias Glück nicht dasselbe war. Selbst wenn er mit dem Neuersten, dem Bruch mit den Kindern sich hätte abfinden müssen und wollen, so hätte er das zarte Empfinden dieser Frauen nicht zu schützen vermocht, die zu stolz waren, in seiner Familie zu Gnaden aufgenommen zu sein.

Er tat ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, ungewiß, was er weiter zu seinen Gunsten sagen solle. Aber plötzlich raffte er sich noch einmal auf.

„Wenn Julia mir gut ist ... Wie wenige Menschen finden die Wege glatt! Die Liebe überwindet die Hindernisse.“

Frau Fahr erhob sich. Er wußte nicht, was sie empfand.

„Machen Sie für mich die Fürsprecherein,“ bat er, die Hand ausstreckend.

Aber Frau Fahr übersah das. „Nicht, wie Sie meinen,“ entgegnete sie.

„Sie wollen nichts von mir wissen?“

„Diese Unterredung hat mir gezeigt, was unsere Pflicht ist ... gegen Sie und uns.“

Der Bankier stand an den Tisch gelehnt. Er legte die Arme übereinander und schaute vor sich nieder. Eine Schwere legte sich über ihn und lähmte seine Gedanken, seinen Willen.

„Ich gehe, Herr Schwyzer,“ sagte Frau Fahr.

Der Witwer ließ die Arme sinken. Er fasste den Tisch wie zum Halt.

Frau Fahr nickte leicht. Dann bewegte sie ihren schweren Körper aus der Tür.

Schwyzer verharrte in seiner Stellung. Sein Blick haftete am Boden. Ihm war, als hätte man seinem Leben plötzlich allen Zweck genommen. Er war kein Schwächling; aber in diesem Augenblick empfand er eine Freudlosigkeit ohnegleichen.

Es dauerte eine Weile, bis er an seine Arbeit zurückging. Dann lag er ihr mechanisch ob. Die Türen zu den Nebenräumen wurden wieder geöffnet. Wenn Julia sichtbar wurde, ging Schwyzer ein Stich ins Herz.

Der Vormittag verstrich.

Der Witwer begab sich zu Tisch und kam mit Gritli zusammen. Sie empfing ihn heiter, plauderte und sorgte für ihn. Aber sie verstummte, als sie merkte, wie verstimmt er war. Sie dachte, daß er im Geschäft Ärger gehabt hätte. Dann aber fühlte auch sie, daß etwas Tiefergehendes ihn quälte.

Schweigsam saßen sie beieinander.

Schweigsam trafen sie sich wieder, als auch am Abend Schwyzer wieder in der Wohnung erschien.

Er grübelte vor sich hin.

„Du hast Kummer, Vater,“ sagte Gritli, seine Hand ergreifend.

Er beugte sich zu ihr und sah ihr in das anmutige junge Gesicht mit den hellen, lebensmutigen Augen.

„Du mußt doch tun, wie es dein großer Wunsch ist,“ flüsterte sie.

„Das ist leichter gesagt als getan,“ entgegnete er. „Da liegen plötzlich die Scheidewege. Nach welcher Seite der rechte führt, das — wissen wir vielleicht erst lange nachdem wir den falschen gegangen.“

Den ganzen Abend blieb er in schwere Gedanken versunken.

Gritli aber suchte am nächsten Tage die Schwester auf.

„Ich fürchte, daß wir doch Unrecht tun, wir Kinder,“ sagte sie.

„Ich fürchte es nicht,“ entgegnete Ellen schroff. „Ich kann meinen Standpunkt nicht ändern. Später vielleicht wird der Vater uns dankbar sein, daß wir uns gegen eine Unüberlegtheit gestemmt haben.“

8.

Unmerklich lösten sich verwirrte Fäden.

Der Witwer tat sein Tagwerk. Er tat es den nächsten und manchen Tag daran. Pflichtgefühl hielt ihn an seinem Platz fest. Die Freude kam nicht zurück. Während all dieser Zeit kämpfte er mit sich selbst. Die Entschlossenheit war ihm verloren gegangen. Noch war es nicht entschieden, ob Handeln oder Verzicht das Ende sein sollte. Noch stritt seine große Hoffnung gegen seine Zweifel. Über er verbarg alles tiefer als je in sich selbst.

Er vermied es, mit Julia Fahr mehr als nötig zusammenzutreffen, vermied es schon aus dem unwillkürlichen Bestreben,

sie und sich selbst nicht noch mehr ins Gerede zu bringen.

Julia stand auf ihrem Posten. Hatte sie schon immer sich wenig um die Mitangestellten gekümmert, ihnen zwar Freundlichkeit, keinem aber Vertraulichkeit gezeigt, so zog sie sich jetzt noch viel mehr in sich selbst zurück. Ihrem Vorgesetzten Grüter begegnete sie mit merkbarer Kühle, was er ihr mit weiterer heimlicher Verlästerung vergalt. Sie spürte, daß es wie unsichtbare Fäden zwischen ihr und dem Manne drüben im andern Kontor spann. Die Mutter hatte ihr von ihrer Unterredung mit ihm Mitteilung gemacht, hatte sie gemahnt: „Du kannst dort dich nicht eindringen, wo du nicht allen willkommen bist.“ Sie hatte dazu geschwiegen. Aber sie wußte, daß jene Recht hatte. Heimlich hoffte sie jedoch vielleicht noch auf Aenderungen, auf Erfüllungen heimlicher Wünsche. Sie kamen nicht. Wohl aber wurde sie, Julia, einsamer. Die Bevorzugung durch den Prinzipal hatte aufgehört. Die Mitangestellten achteten wenig auf sie.

Und wieder verging Zeit.

Eines Morgens fand Schwyzer unter seiner Post einen Brief Frau Fahr's. Sie schrieb, daß nach reiflicher Ueberlegung sie ihn im Einverständnis mit ihrer Tochter bitten müsse, diese aus seinen Diensten zu entlassen. Es sei eben doch durch die Vorcommisse ihre Stellung etwas erschüttert worden, und für alle Teile scheine eine Trennung das Beste.

Heiß strömte es dem Witwer zu Herzen. Noch einmal bämte sich alles in ihm gegen diese Lösung auf. Aber die Wallung legte sich wieder. Ein Gedanke kam: War seine Zeit überhaupt vorbei? Er legte den Brief beiseite. Und er ließ den Tag vorübergehen und den nächsten Tag. Dann — beiläufig sagte er zu seinem Prokuristen: „Fräulein Fahr wünscht ihre Stelle zu verlassen. Wollen Sie sorgen, daß auf die Zeit ihres Austritts Ersatz gewonnen wird.“

Der alte Mann übernahm den Auftrag. Ein teilnahmsvoller Blick streifte den Herrn. Er wußte, daß ein Ereignis sein vorläufiges Ende fand.

Julia hatte sich ohne Widerstreben in

die Auffassung der Mutter gefügt. Was sie vielleicht noch gehofft, war nicht gekommen. Sie fühlte sich selbst nicht mehr recht am Platze im Hause Schwyzer. Ohnehin anspruchslos und bescheiden, begrub sie Erwartungen und Wünsche. Sie war fast erleichtert, als der letzte Tag im Kontor kam, der letzte Gang dahin und das damit letzte Aufreißen einer stillen Wunde. Sie hatte aber nicht gedacht, daß der Abschied so küh, so geschäftsmäßig sein würde.

Der alte Müller trug ihr Zeugnis und ein sehr reichliches Honorar zu. „Herr Schwyzer läßt Ihnen für Ihre treue Arbeit danken, und Sie grüßen,“ sagte er, „er mußte unversehens verreisen.“

Dann verließ Julia das Haus, spürte noch einmal viele neugierige Blicke im Rücken und trat ihren Heimweg an. Sie stieg zur Mutter hinauf. Ihr Leben war nicht ziellos. Sie hatte bereits eine neue Anstellung gefunden. Allein — es lag etwas in Scherben hinter ihr, was ihr ein reicher Besitz gewesen war. Sie hatte verweinte Augen, als sie Frau Fahr „guten Abend“ sagte.

Tränen kamen auch der Mutter.

Aber sie verbargen ihre Trauer voreinander. Sie sprachen auch nicht.

Sie saßen am Abend mit ihren Handarbeiten beieinander. Zuweilen sagten sie ein Wort von Dingen, die weit ab von ihren inneren Erlebnissen lagen. Und jeder war die Nähe der andern Trost.

So traten sie in die neue Zeit hinüber.

Karl Otto Schwyzer, der Witwer, arbeitete. Er fühlte, daß seine Leute ihn ausspähten, daß man die Veränderung an ihm suchte, die Julia Fahr's Weggang etwa hervorgebracht haben könnte. Aber er zeigte ihnen nur eine strenge Ge- messenheit. Manchmal fräuselte sich seine Lippe. Er dachte an ihre Lästersucht.

Als ein Unveränderter kam er auch zu den Seinen zurück. Wenn Gritli nicht durch die Haushälterin Anna, eine resolute Person, die seit dem Tode der Hausfrau mehr und mehr das Regiment an sich nahm, von Julia Fahr's Austritt erfahren hätte, aus des Vaters Benehmen würde sie sicher nichts von dem außerdentlichen Ereignis erraten haben. Da dieser aber nicht davon sprach, möchte

auch sie nicht daran röhren. Nur ihre Blicke folgten Schwyzer unablässig und angstvoll. Der Vater war freundlich, manchmal weich, manchmal ruhten seine Augen mit einer merkwürdigen Personenheit auf ihr, als wollte er sie fragen, wie lange es noch dauern werde, bis auch sie ihn verlassen werde. Die Art, wie er zuweilen mit der Hand über ihren braunen Scheitel strich, hatte Trauer in sich, Trauer ohne Wehleidigkeit.

„Findest du nicht auch, daß der Vater gealtert ist?“ fragte Gritli die ältere Schwester, als die junge Frau ins Haus kam.

„Ich bemerke es nicht,“ antwortete Ellen; doch erwachte auch ihre Besorgnis.

Sie sah Schwyzer kurz nachher durch die Wohnstube schreiten, und sein Gang erschien ihr müde, seine Haltung weniger aufrecht, das Haar an seinen Schläfen bleicher. Sie ließ ihn außer Hörweite gelangen. Dann wandte sie sich wieder zu Gritli: „Meinst du, daß er sich jene Geschichte so zu Herzen genommen hat?“ fragte sie.

„Ich meine es nicht nur, ich weiß es,“ antwortete die Jüngere.

Sie führten das Gespräch nicht weiter; aber es zuckte lange um beider Lippen. Sie fühlten sich nicht völlig im Unrecht; aber sie waren auch ihres Rechtes so wenig sicher, daß der Verzicht des Vaters sie nicht froh machen konnte.

Die Schwestern umgaben von da an Schwyzer mit doppelt eifriger Liebe. Ellen kam häufig ins Haus und bat den Vater immer wieder, in ihr schönes, neues Heim, wo auch Sprecher, ihr Mann, ihm alle Aufmerksamkeit und Ehre erwies. Besonders aber suchte Gritli die Lücke auszufüllen, die sie in Schwyzers Leben flassen sah. Sie tat das weniger in Erkenntnis einer Verpflichtung, als weil der Trieb zu lieben, zu erwärmen und zu erheitern, zu ihrem innersten Wesen gehörte. Sie hielt des Vaters Hauschuhe bereit, wenn er des Abends aus dem Geschäft kam und sie wußte, daß er nicht mehr fortging. Sie las ihm vor oder spielte Karten mit ihm, wenn er nicht noch zu arbeiten hatte. Sie erschmeichelte sich seine Begleitung in Konzert und Theater, mehr seine Zerstreuung, als die

eigene suchend. Des Sonntags machte sie mit ihm Spaziergänge und Ausflüge und ließ ihm keine Ruhe, bis er regelmäßig Ferien nahm und diese mit ihr an einem Kurort zubrachte. So mit unablässiger Sorge und Liebe umgab sie ihn, daß es ihr in der Tat gelang, ihm über die erste Zeit der Enttäuschung hinwegzuhelfen und das Gefühl der Vereinsamung zu nehmen. Ihr lautes, lebendiges Wesen erfrischte ihn täglich neu. Sein Herz ging ihr auf. Er vermochte sich der Heiterkeit, die sie um sich verbreitete, nicht zu entziehen, noch den leisen Stolz zu unterdrücken, wenn er sah, wie Bekannte und Freunde sich an ihr freuten und erquidten. Der eigene Traum von Glück trat manchmal hinter der hoffnungsvollen Vorstellung der hellen Zukunft zurück, die er seiner Jüngsten wünschte und die ihr sicher schien. Er sah sie im Hause der galligen, blasse Anna, der Hausälterin, mit einem Scherz das böse Wort abschneiden, mit der sie ihrer üblichen Laune Ausdruck gab; er hörte sie auf der Treppe mit dem Briefträger scherzen, mit dem Hausinventarstück, dem alten Milchmann schäkern. Unter den jungen Leuten, denen sie begegnete, war sie nicht die Lauteste, aber die Vergnügteste. Eine ausgezeichnete Tänzerin, hatte sie eine Menge eifriger Partner und Verehrer, bevorzugte keinen, spielte mit keinem, war nur gegen alle gleich natürlich und froh. Im Winter kam sie mit roten Backen und leuchtenden Augen vom Eise oder vom Rodelsport zurück. Dann wieder zog sie mit Kameraden auf Schneeschuhen nach irgend einem Bergpaß und fuhr jauchzend allen voran über die steilste Halde nieder. Einmal mühete sich ein alter, reicher Gedächtnis um ihre Gunst. Sie lachte ihn aus ihren lautern Augen ehrlich an und sagte: „Seien wir aufrichtig, alter Herr. Spiel will mir nicht, Ernst kann Ihnen nicht mehr passen.“ So war sie, gesund und gerade. Man redete von ihrer Tüchtigkeit. — Die Mütter schickten ihre Söhne nach ihr aus.

Was Wunder, daß sie eines Tages droben im Hochgebirg, wo die Sonne heiß auf den weiß-weißen Schnee schien, eingefangen wurde. Der angesehene Arzt und Leiter eines Sanatoriums, der um sie

warb, machte Eindruck auf sie, und sie wies ihn nicht ab, als er sie um ihre Hand bat.

Der Witwer hatte sein Herz zwischen der Arbeit und seinem Kinde geteilt. Das Bild Julia Fahr's freilich war nicht in ihm erloschen. Er vermied es, in die Gegend der Stadt zu kommen, wo sie und ihre Mutter noch immer wohnten, und zwang die Gedanken, daß sie nicht auf Abwege gingen. Als Gritli ihm ihre Verlobung mitteilte, erschraf er. Aber ihre eigene stürmische Freude riß ihn noch fort. Es war schwer, nicht mit ihr glücklich zu sein. Sie hatte einen Augenblick Bedenken gehabt; aber Jugend ist selbstsüchtig, Jugend grübelt nicht. „Findest du nicht, Vater, daß Ernst Stein dir sehr ähnlich sieht?“ fragte sie.

In Statut und Haltung, im Ernst des Wesens, ja selbst im Schnitt des flugen, dunklen Kopfes glich Stein, der Arzt, ihr Bräutigam, dem Bankier. Die beiden Männer empfanden auch sogleich eine lebhafte Zuneigung zueinander.

Als zum erstenmal das Wort darauf kam, Gritlis Brautstand dürfe kein langer werden, ging ein heißes Zucken durch des Witwers wie durch Gritlis Seele: Dann blieb einer in dem dunkeln Hause unten

in der Stadt allein. Wohl würden seine Kinder noch bei ihm ein und aus gehen, wohl war für sein leiblich Wohl gesorgt, wohl hatte er seine Arbeit, seine Freunde; aber — oft würde er doch in seiner Stube einsam sein, mit einer Zeitung oder einem Buch am Fenster sitzen, im Lesen inne halten und die Stille, die große Stille spüren, die ihn umgab. Und sein Kopf würde grauer, sein Wesen müder werden, und — wenn er einmal frank würde?

Beide, der Vater wie die Tochter, sahen das Bild, und über beide fielen die Schatten.

An diesem Abend, als die junge, helle Gritli Schwyzer sich für die Nacht von ihrem Bräutigam trennte und er sie führte, sah er Tränen in ihren Augen stehen.

„Was hast du?“ fragte er erschrocken.

Sie antwortete: „Ich muß an den Vater denken und daß ich bei ihm bleiben sollte.“

„Ist es nicht so der Gang der Welt?“ fragte er dagegen und tröstete: „Wir werden ihn oft zu uns herauf bitten. Er soll deine Liebe aus der Ferne spüren wie aus der Nähe.“

Da wichen wohl wieder die Bedenken.

Aber es blieb nicht das letztemal, daß sie wider sie zu kämpfen hatte.

(Schluß folgt).

Das weinende Mädchen

Von den Händen schamhaft zugedeckt
Trugst du mir auf offener Straße
Stumm dein tränenüberströmtes Angesicht entgegen.

Wie ein göttlich schön gebauschter Mantel
War der Kummer um dich weit geschlagen,
Flatterte hinein in meinen Schmerz,

Den ich lief hinaus zu tragen
In die Winde, in die Felder weit.

Sieh! nun ist mein Himmel plötzlich aufgehellt,
Glücklich folgt mein Auge deinem Weitergehn.
Denn in wortlosem Vorüberwehn,
Hat das Anschauen fremden Leides
Eigenes Leid gefällt.

Emil Wiedmer, Niederbipp.